



Erkenntnisbildung.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Der Magistrat

Безпечность

Der Magistrat.

Städtische
Jünglings- u. Mädch.-Anstalt.

Der Magistrat.

Einkommensteuer.

zustandverhaltung.

Auszug aus der Feldpolizei-Verordnung
vom 25. Mai 1894.

17410. Der Oberbürgermeister.

Befanntmachung.

Rufnummer und Bedingungen sind im Bureau der
Städt. Gartenverwaltung während der Dienst-
stunden einzusehen.

Verbindung.

Rufnummer und Bedingungen sind im Bureau der
Städt. Gartenverwaltung während der Dienst-
stunden einzusehen.

17420 Die Welt. Ganten.

Die Preise der Lebensmittel und der
landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu
Miesbaden

			1	1 20	1 60
Stachelbeeren	.	.	1 kg	—	—
Holznäpfe	.	.	1	—	—
Äpfel	.	.	1	—	—

विद्यमानः

Wal lebend	1 kg	3 20	3 60
Orcht "	1 "	2 40	3 —
Karpfen "	1 "	2 —	2 40
Schleien "	1 "	3 20	3 60
Barbe "	1 "	1 —	9 —
Wandforellen lebend	1 "	8 —	10 —
Wadfiſche "	1 "	— 50	— 60
Hummer "	1 "	6 50	8 —
Krebse "	1 "	4 —	8 —
Schellfiſche "	1 "	— 50	1 20
Branchiſfiſche "	1 "	— 40	— 70
Rabeizau "	1 "	— 50	1 20
(Stodfiſch (gewäſſert)	1 "	— 56	— 80
Salm "	1 "	3 —	10 —
Sechſcht "	1 "	— 80	1 40
Hander "	4 "	1 60	3 —
Wandforellen "	1 "	3 80	5 —
Seeweiſſinge (Merlan)	1 "	— 60	1 —
Wanſſeiſchen "	1 kg	— —	— —
Reibutt "	1 "	1 60	2 40
Steinbutt "	1 "	1 80	3 20
Schollen "	1 "	— 80	1 40
Seegurte "	1 kg	3 —	5 —
Rotgange (Diamonds)	1 "	1 20	2 —
Grüner Dering "	1 "	— 80	— 60
Dering gelben "	1 St.	— 5	— 10

V. Geflügel und Fische.

		(Kodenpreise.)			
Gans		0,5 kg	—	—	—
Gans		1 St.	—	—	—
Truthahn		1 "	10	12	—
Truthahn		1 "	7	9	—
Gente		1 St.	4 50	—	—
Hahn		1 "	1 70	2	—
Huhn		1 "	2 30	2 80	—
Wackelhuhn		1 "	6	7	—
Perlhuhn		1 "	3 50	—	—
Kapaunen		1 "	2 50	3 50	—
Taube		1 "	— 70	— 80	—
Geldhuhn, alt		1 "	—	—	—
jung		1 "	—	—	—
Gaishühner		1 St.	1 70	1 80	—
Virghühner		1 "	2 50	3	—
Schneidhühner		1 "	1 60	1 70	—
Polanen		1 "	4	4 50	—
Bildenten		1 "	3	—	—
Schnepfen		1 "	4 50	—	—
Holen		1 St.	—	—	—
Reh-Hüden		1 "	10	14	—
Keule		1 "	7	8	—
Vorderst.		1 "	1 50	2	—
Hirsch-Hüden		1 kg	2 40	2 60	—
Keule		1 "	2 40	2 60	—
Vorderblätter		1 "	1 50	1 70	—
Bildschwein		1 "	—	—	—
Wildgout		1 "	1	1 20	—

Preis (Eckpreis):

Speckfleisch in der Haut	1 kg	160	176
Bauchfleisch	1	150	160
oder Rindfleisch	1	130	140
Schweinefleisch	1	160	2
Rindfleisch	1	160	2
Lammfleisch	1	160	2
Schafffleisch	1	—	—
Dorsch	1	180	2
Goldersfleisch	1	180	2
Schinken roh	1 kg	220	240
Schinken geräuchert	1	240	—
Schinken geflocht (Kuschn.)	1	4	480
Speck geräuchert	1	2	—
Schweineknäuel	1	160	180
Kiezmett	1	1	110
Schwarrenmagas	1	180	2
geräuchert	1	2	220
Bratwurst	1	60	120
Reiswurst	1	160	180
Kiezer u. Blutwurst frisch	1	96	120
geräuchert	1	120	180

VII. Getreide, Rohm. Brot u.

a) Großhandelspreise.

Weizen		100 kg	22 —	24 —
Hoggen			17 50	18 60
Weisse			16 —	22 —
Erbjen z. Koch.			54 —	46 —
Speisebohnen			23 —	36 —
Fansen neue			25 —	38 —
Weizenmehl Nr. 0			35 —	36 —
" " Nr. I			34 —	35 —
" " Nr. II			33 —	34 —
Hoggenmehl No. 0			28 —	29 —
" " No. I			25 50	26 50
b) Fabrikpreise:				
Erbjen z. Koch.	1 kg		— 40	— 60
Speisebohnen	1 "		— 40	— 50
Fansen, neu	1 kg		— 44	— 70
Weizenmehl zur Speisefabrik.	1 "		— 38	— 44
Hoggenmehl	1 "		— 34	— 38
Berstergrünze	1 "		— 48	— 70
Berstergrünze	1 "		— 40	— 64
Schwabenweizengrünze	1 "		— 56	— 62
Wallergrünze	1 "		— 56	— 64
Wallerflocken	1 "		— 54	— 64
Jama-Weiss mittl.	1 "		— 44	— 70
Jama-Kaffee roh	1 "		2 —	3 —
" gelb. gebr.	1 "		2 20	3 60
Stärkefehl	1 kg		— 20	— 24
Schwarzbrod (Rangbrod)	0,5 Pail		— 16	— 18
" Rundbrod	1 Pail		— 48	— 52
" "	0,5 kg		— 16	— 18
" "	1 Pail		— 48	— 52
Reißbrod, ein Wassermaß			— 3	— 3
ein Maßbrod			— 3	— 3

Wiesbaden, 2. April 1909.

Stadt, Wf. u. Hmt.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 80.

Montag, den 5. April 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als die deutschen Luftschiffe in einer Höhe von 1200 Metern ihren Kurs ostwärts nahmen, stand das gesamte Innere von Paris in Flammen. Vom Magazin du Louvre bis zur Opera war nicht ein Haus stehengeblieben, und ebenso von der Opera bis zum Palais d'Elisee. Die Wohnung des Präsidenten der Republik war teils zusammengebrochen, teils ein Opfer des Feuermeeres. Der Präsident selbst war unter den Trümmern des zusammenbrechenden Hauses getötet.

Da die Forts mit Scheinwerfern den Himmel beleuchteten, hielt es Graf Zeppelin nicht mehr für geraten, um ein Fort zu bombardieren, mit der Flotte von der einmal gewonnenen Höhe von 1200 Metern herabzusteigen.

Es war ein Glück, daß Graf Zeppelin sich in dieser Höhe hielt. Denn schon war eine Abteilung von 500 Drachensfliegern, die bei Versailles stationiert waren, zu seiner Verfolgung aufgebrochen. Diese Drachensflieger waren mit vortrefflichen Maschinengewehren ausgestattet, und konnten daher den Aluminiumluftschiffen in einer geringeren Höhe sehr gefährlich werden. Das Admiralsluftschiff Zeppelins war noch über den Befestigungswerken von Paris, als Albert Köhler ein sehr wichtiges drahtloses Telegramm von dem Admiral Groß, dem Führer der in Elsass-Lothringen zurückgebliebenen Luftflotte von Motorballons und Drachensfliegern, empfing. Das Telegramm war aufgegeben 10 Kilometer östlich von Reims und lautete: „Wir haben mit 50 Motorballons und 500 Drachensfliegern ziemlich zugleich gegen 3/4 Uhr die Grenze überschritten, aber sämtliche Motorballonhallen in Verdun, Velfort, Epinal, Toul und in allen Dörfern längs der Grenze leer gefunden. Wir zerstörten die Hallen und stießen dabei nur in Velfort und Verdun auf den Widerstand einiger Motorballons. Im Kampf mit diesen verloren wir 4 Motorballons und 30 Drachensflieger. Die gesamte große Grenzluftflotte der Franzosen scheint auf dem Wege nach Paris zu sein.“

Da der Großadmiral nicht in der Admiralskajüte, auf deren Arbeitstisch die Telegramme der Befehlshaber selbständiger Abteilungen durch eine Umschaltung aufgeschrieben wurden, anwesend war, so eilte Albert Köhler auf die vordere Brüstung an der Spitze des Luftschiffs, wo der Großadmiral mit einigen seiner Stabsoffiziere mit Ferngläsern Ausschau hielt.

„Was bringen Sie, Peter?“ fragte Graf Zeppelin den atemlos heranspringenden dritten Steuermann.

„Die feindliche Luftflotte ist von der Grenze im Anzug. Hier ist ein Telegramm des Majors Groß.“

„Admiral Groß,“ sagte ruhig Graf Zeppelin. „Man sieht, Sie haben früher bei dem alten Luftschifferbataillon gedient.“

Ein fröhliches Lächeln glitt über das wetterfeste Gesicht des alten Haudegen. Ein Kampf mit der gesamten französischen Grenzluftflotte war immer sein sehnlichster Wunsch gewesen.

Während er das Telegramm aus Peters Händen entgegennahm, bemerkte er zu seinen Offizieren: „Zum Glück haben wir noch einige Munition, aber lieber wäre mir die Auseinandersetzung vor dem Bombardement von Paris gewesen.“

Graf Zeppelin las das Telegramm ruhig und laut seinen Offizieren vor.

„Was denken Sie, meine Herren? Vermutet Groß richtig,

oder ist die französische Luftflotte vielleicht schon in Deutschland eingefallen?“

„Ich bin der Ansicht,“ sagte der Admiralsstabschef Kapitän zur Luft George, „daß die französische Luftflotte an der Grenze schon seit einigen Tagen in mobilem Zustande gehalten worden ist und auf die erste telephonische Nachricht von der Kriegserklärung aufgestiegen ist. In der Luft werden sie durch drahtlose Telegramme vom Eiffelturm von unseren Herannahen und dem Bombardement von Paris Kenntnis erhalten haben und sofort uns nachgecist sein. Wir können jeden Augenblick mit ihnen zusammenstoßen. Es ist unmöglich, daß sie zur Beschießung von Metz oder Straßburg aufgebrochen sind, denn sonst müßten wir schon drahtlose Telegramme von dort haben. Berlin liegt aber viel zu weit von der französischen Grenze, als daß die französische Luftflotte einen solchen Vorstoß wagen könnten.“

Auch die anderen Offiziere meinten, es sei viel wahrscheinlicher, daß der Kommandeur der französischen Grenzluftflotte die 200 Kilometer lange Strecke nach Paris zu während der Nacht gefahren sei, als die 700 Kilometer lange Strecke nach Berlin zu, eine Lustreise, die nur mit einem Fiakro endigen könnte.

Graf Zeppelin benötigte, daß auch er diese Auffassung hat?

Die große Luftschlacht.

Ohne Zweifel wäre Graf Zeppelin auch zu Lande einer der größten Feldherren und zu Wasser einer der größten Admirale geworden. Die Luft aber ist sein Element. Von dem Augenblick der Gewißheit der nahe bevorstehenden Luftschlacht war dieser eiserne Mann wie umgewandelt. Er schien jetzt der jüngste unter allen Offizieren seiner Luftflotte zu sein.

Mit rasch beweglichem Geiste gab er Befehl auf Befehl in der erst von ihm geschaffenen Sprache der militärischen Aeronautik.

Der Großadmiral selbst wie der jüngste Leutnant zur Luft waren sich darüber klar, daß mit dem geringen Munitionsvorrat und fast ohne Ballast die Situation der Aluminiumluftflotte bei dem Zusammenstoß mit der ausgezeichneten französischen Grenzluftflotte eine sehr schwierige sei. Die deutschen Aluminiumluftschiffe hatten zum Teil schon 600 Kilometer zurückgelegt. Selbst diejenigen, welche in der Nacht nur von Metz aufgebrochen waren, hatten doch immerhin die 280 Kilometer lange Strecke von Metz bis Paris, eine Fahrt von etwa 60 Kilometern über der Stadt von Paris und eine weitere Fahrt von etwa 70 Kilometern auf der Rückreise hinter sich. Zeppelins Admiralsluftschiff und einige andere Luftschiffe, die vom Bodensee gekommen waren, hatten sogar 750 Kilometer bereits zurückgelegt. Trotz seiner Größe und vorzüglichen Beschaffenheit war das Admiralsluftschiff daher bei einer längeren Luftschlacht am allermeisten gefährdet. Es war von vorn herein zweifelhaft, ob die etwa 20 bereits angeschossenen Luftschiffe die Schlacht würden überstehen können.

Graf Zeppelin sandte dem Admiral Groß als Antwort folgenden Befehl: „Dehnen Sie Ihre Linie nach Vernichtung der Motorballonhalle in Reims 50 Kilometer nach Süden aus und nehmen Sie Fahrtrichtung auf Paris. Ich steure mit 250 Luftschiffen in der Richtung auf Verdun und Epinal. Wir werden uns innerhalb der nächsten halben Stunde treffen oder den Feind von vorn und hinten fassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Alles hatte sich so rasch abgespielt, daß sie nicht recht wußten, wie es zugegangen war. Es war beinahe, als hätte sie ein Wirbelwind vom Boden gehoben und führte sie nun weiter fort.

„Nein, daß ihm das sofort eingefallen ist und er den Durschen zum Stehen gebracht hat,“ flüsterte Ada Ruth so leise zu, daß der Bauer es nicht hören konnte.

„Eben weiß immer gleich, was zu geschehen hat, und er bekommt die Leute zu allem, was er will,“ entgegnete Ruth mit einem stolzen Lächeln.

„Ein wenig zu stolz und zu sicher“, dachte Ada. „Ihr war nicht recht wohl zumute. Sie dachte an Herrn von Helert, wie er da stand und sich abputzte, und sie hätte gewünscht, daß er es gewesen wäre, der gleich erfaßt hätte, was die Situation verlangte, um es mit männlicher Kraft und Entschiedenheit auszuführen.“

Als sie nach Hause gekommen waren, Toilette gemacht hatten und zum Mittagessen erschienen, waren die Herren auch daheim, und man scherzte über das kleine Abenteuer und den verblüfften Bauer, so daß die ganze Mittagsgesellschaft in fröhliche Stimmung kam.

Im allgemeinen war es ja nie still bei Tische. Der Oberst, Frau Lindros und Ruth hatten immer etwas zu besprechen, aber heute war der Ton leichter und freier als sonst, und es war nicht schwer zu merken, daß Eben Grabe die Ursache davon war. Auch Herr von Helert hatte seinen Anteil daran, daß die Konversation so lebendig dahinschlief. Er strengte sich sichtbar an, angenehmer zu sein, und Ada, die neben ihm saß, hörte unaufhörlich seine Stimme.

Er sprach mit Ruth, die seine Tischdame war, von seiner ausländischen Sommerreise, seiner Studentenzeit und seinen Stockholmer Bekannten, von denen er sich ungern trennte. Er ließ sich mit dem Oberst in eine sachverständige Diskussion über Wettrennen und Rassepferde ein. Er sagte Frau Lindros, Ada und Ruth Artigkeiten, und als Kavalier der jungen Haustöchter hielt er eine korrekte kleine Rede an den Gastgeber.

Aber Ada saß da und wunderte sich. Je mehr sie von ihm hörte und sah, desto weniger erkannte sie ihn wieder. Wo war der Glanz um ihn, der die niedrigen Stuben des Kleinstadthäuschens erhellt und den dämmerigen Garten licht gemacht hatte? Wo war der Schwung seiner Worte, der sie hoch über die Reden anderer Menschen erhob? Wo war der Klang seiner Stimme, der sie zur Musik machte, die noch lange im Ohr verweilte?

War es das klare Licht hier, daß all dies verblaßte? Kam er gegenüber diesen freien, frischen Menschen nicht zu seinem Rechte? Oder war das Licht in dem kleinen Kleinstadtheim ein falsches gewesen?

Ada konnte sich diese Fragen nicht beantworten. Sie wußte weder aus noch ein. Sie verstand sich selbst und ihn nicht. Sie tastete nach ihren Gefühlen, aber konnte sich nicht mehr recht in sie hineinfinden. Sie wollte ihren bitterfüßen Kummer wieder haben, aber er wollte sich nicht mehr in seiner früheren erdrückenden Schwere auf sie herabsenken.

Und wenn er sich in seiner gewohnten artigen Weise an sie wandte, fühlte sie nicht einmal mehr jenen Freudenschauer wie am Morgen und auch nicht jenes abgrundtiefe Herabstürzen, wenn er sich von ihr abkehrte. Das beunruhigte und quälte sie. Sie war nicht zufrieden mit dieser Veränderung, und sie wußte nicht, wenn sie die Schuld geben sollte, daß sie eingetreten war, ihm oder sich selbst.

Am folgenden Vormittag mußte er seine Reise fortsetzen und sie begleiteten ihn zur Station.

Auf und nieder wanderten sie auf dem langen Bahnsteig, in Erwartung des Zuges, und fast die ganze Zeit beschäftigte er sich mit Ruth und Eben Grabe, am meisten vielleicht mit Ruth. Er war so froh, daß er Ewangelund gesehen hatte. Er würde es nie vergessen und Ruth mußte ihm versprechen, ihm zu antworten, wenn er schrieb und sich bedankte, denn er fand, daß sie so gute Freunde geworden waren, daß er sich nicht losreißen konnte.

Aber als der Zug sichtbar wurde, und sie zum letzten Male Abschied nahmen, näherte er sich auch Ada herzlich, die sich ein wenig zurückgezogen hatte.

„Ich hoffe, wir treffen uns bald wieder,“ sagte er, „wenn auch nicht dort, wo ich zuerst dachte.“

Das war mit einem Ausdruck gesagt, als wäre es freundlich und aufrichtig gemeint, aber Ada fror, als sie seine Hand drückte.

Da stand nun der Zug. Er stieg ein. Wieder erklang die Pfeife, und nach ein paar Augenblicken war er verschwunden.

Er war verschwunden, und Adas einziges Gefühl war eine trostlose Leere, die sich in den langen Stunden des Tages durch nichts verschuchen ließ.

Nach dem Abendbrot, als die beiden Mädchen hinauf in ihre Zimmer gingen, begleitete Ruth Ada in das ihre, und während diese die Lampe anzündete, glaubte sie zu spüren, daß ihre Freundin mit glücklicher, erwartungsvoller Miene hinter ihr stand. Sie wollte ihren Dank haben.

Es dauerte jedoch merkwürdig lange, bis der Docht hinaufgeschraubt und die Kugel ordentlich eingepaßt war, aber als das endlich geschehen war und Ada sich umwenden mußte, sah sie, daß sie richtig gelaufen hatte. Ruth stand da und wartete.

Da jedoch von Adas Seite kein Wort fiel, brach sie selber das Schweigen.

„Was sagte er, als er Abschied nahm?“ fragte sie lächelnd. „Ihr sprach so leise, daß ich es nicht hörte. Aber gewiß war es etwas Schönes.“

„Er sprach den Wunsch aus, daß wir uns wieder einmal sehen möchten, wenn es auch nicht dort unten sein könnte.“

„Siehst du, ich wußte wohl . . .!“

„Ja, er ist gut und fein, wie ich immer sagte. Er hat mich nie als die kleine Gesellschafterin oder Gouvernante behandelt, von der man keine Notiz zu nehmen braucht.“

Die trostlose Resignation ihres Tones fiel Ruth auf. Diese Wirkung hatte sie nicht beabsichtigt.

„Oh, Ada“, rief sie betrübt, „es hat dir also nicht gut getan, daß er gekommen ist?“

Das klang so traurig, daß es Ada weh tat. Sie brachte es nicht übers Herz, Ruth zu zeigen, was sie fühlte. Das wäre ein schlechter Lohn für ihre gute Absicht gewesen. Und vor allem durfte sie sie nicht für undankbar halten.

„Doch! Doch“, sagte sie, „gewiß war es schön, es war auf jeden Fall schön, ihn zu sehen . . . das kannst du dir denken . . . du weißt ja . . .“

Und sie dankte ihr warm und Tränen glänzten an ihren Wimpern. Und Ruth war bald wieder überzeugt, daß das, was sie für ihre Freundin getan, ihr, wenn auch nicht die sonnige Freude der Hoffnung, so doch einen Stoff für ihre Gefühle gegeben hatte, neue Erinnerungen, um davon zu zehren.

„Gute Nacht“, sagte sie noch einmal, als sie die Klinke niederdrückte, „und träume von ihm! Träume die ganze Nacht von ihm!“

Aber als sie gegangen war, blieb Ada auf demselben Fleck stehen und ihre weichen Lippen, die eben wehmützig gelächelt hatten, preßten sich hart zusammen.

In ihr erwachte beinahe etwas wie Groll gegen Ruth. Sie wußte, daß diese eigentlich keine Bewunderung für Herrn von Helert hegte. Sie hatte ihr sehr wohl angesehen, daß sie ihn für nicht mehr hielt als für einen guten Jungen. Und dennoch sah sie es für gegeben an, daß er für sie, Ada, in alle Ewigkeit als Ideal dastehen sollte. Gleichviel, ob sonst niemand etwas Anziehendes in ihm sehen konnte, gleichviel, ob er sich ganz und gar als ein Durchschnittsmensch erwies, gleichviel, ob er für sein Teil sich nicht im allergeringsten um sie bekümmerte — Ruth forderte, daß sie ihn bis zu ihrem Tode mit unverminderter Anbetung und Bewunderung lieben sollte.

Aber diese Forderung reizte sie auf. Was sie selbst fühlte und empfand, war eine Sache für sich, aber andere hatten doch kein Recht, zu verlangen, daß sie umherging und trauerte und sich härmte.

Und ihr Aerger stieg fast zu einer Art von Verbitterung gegen Ruth. Aber das wirkte in gewisser Weise wie eine Erleichterung. Sie hatte das Gefühl, als brauche sie gerade jemand, auf den sie böse sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Bleib du bei mir!

Nun will der letzte Schein verblaffen,
Der Tag schläft müde ein und schwer,
Nur fernher hör' ich aus den Gassen
Ein Lied noch über Gärten her.
Ich hab's als Kind gar oft gesungen,
Da lüft mir aus den Augen sprang —
Nun den! ich dein, und schmerzbezungen
Wächst' ich entfliehen seinem Klang.
Bleib du bei mir!

Du bist nicht einsam weiter irren
Durch dieses Lebens Nebelthal,
Hilf mir aus Nöten und aus Wirren,
Führ' mich zum Licht aus bitt'rer Qual!
Und all ihr Schelten, all ihr Hassen,
Was Bosheit über uns ergoß:
Es wird vor deinem Bild verblaffen,
Das rein des Schöpfers Hand entsproß.
Bleib du bei mir!

Bleib du bei mir und leg' die Hände
Auf dieses müde Herze sacht,
Dah' sich's zum Frieden wieder wende,
Weil du es friedlich angeacht.
Ein Frühling war's, da in mein Leben
Du heiter lächelnd tratest ein,
Nun führ's zum Blühen, kräft'gem Streben
Durch deines Herzens Sonnenschein!
Bleib du bei mir!

A. Trinius.

Napoleon I. bei der Toilette.

Friedrich Kallson gewährt uns in seinem ausgezeichneten Werk „Napoleon I. zu Hause“ u. a. auch einen Einblick in die geheimsten Gemächer der Tuilerien. Man glaubt vielleicht, daß bei der Toilette des Kaisers die Diener wenig oder gar nichts zu tun hatten — das ist ein großer Irrtum! Man muß auf Zahlen zurückgreifen, um zu sehen, wie Napoleon für diese untergeordnete Gesellschaft sorgte: Der Lohn der Kammerdiener 2400 Francs, Kleider 1200 Francs, wurde durch eine Zulage von täglich 6 Francs im Felde erhöht. Dann kamen die Neujahrsbeschenke in Höhe von 1500 bis 3000 Francs. Verheiratete sich einer von ihnen, so erhielt er 6000 Francs. In Paris war ja für sie keinerlei Gefahr, im Felde aber waren sie oft sehr exponiert.

Bei Napoleon hatte sich gleich nach seiner Machterlangung ein gebieterisches Bedürfnis geltend gemacht, das sonderbare Bedürfnis, sich bedienen zu lassen. Schon in Ägypten hatte er drei Kammerdiener; Constant bezeichnete ihn daher nicht ungeschickt als einen „Kammerdiener-Menschen“. So brauchte er auch beim Rasieren ihrer zwei. Damals gab es erst wenig Leute, die sich selbst rasierten, und es fehlte jedermann in Erstaunen, daß Napoleon es konnte und es tat. Frau Mémusat gesteht ihrem Gemahl das Verdienst zu, Napoleon eingelernt zu haben. „Mémusat hatte“, so erzählt sie, bemerkt, welche Unruhe Napoleon verriet, wenn der Barbier ihn unterm Messer hatte“. Constant erzählt, daß nach Abgang Ambart's Hebert, dessen Nachfolger, ein etwas schüchternes ängstliches Individuum, sich nicht entschließen konnte, seinen mächtigen Gebieter zu rasieren, so daß die Pflicht, es zu tun, auf ihm, Constant, lastete. Glücklicherweise habe Bonaparte vor dem „rasiert werden“ einen großen Widerwillen gehabt, einem Barbier habe er sich nie anvertraut. Endlich nach zahlreichen mißglückten Versuchen sei er dahinter gekommen, wie man es machen müsse, um sich selbst zu rasieren, und froh gewesen, von dem herumgelaufenen anderer in seinem Gesicht befreit zu sein.

Das Selbstrasieren war, wie gesagt, damals sehr selten. Im 18. Jahrhundert spielte noch der Perückenier im Leben der vornehmen Welt eine große Rolle; wie das Haar des Hauptes, so war ihm auch das Barthaar anvertraut. Als aber Perücken, Rader und all die verschiedenen Requisiten für den Friseur wegfielen, kam man von selbst darauf, das Barbieren durch Rente, die nicht mehr auf der Höhe ihrer früheren Stellung waren, abzuschaffen, vor der Hand aber galten noch diejenigen, welche sich selbst rasierten, für durchaus exzentrisch.

Sonderbar genug ging es ja dabei in den inneren Gemächern der Tuilerien her: Rustan hatte den Spiegel aus dem großen Regessaie dem Lichte entsprechend zu halten. Der Kaiser in seiner Kamell-Unterjade benehte sich das Gesicht mit Seifenwasser, welches der zweite Diener reichte, und spritzte es rings um sich her; dann trocknete er die Hände ab, nahm das Rasiermesser, welches einen mit goldenen Verzierungen eingelegeten Griff aus Perlmuttmutter hatte und soeben durch heißes Wasser gezogen war, und fing an, sich von oben nach unten zu rasieren. Man behauptet, Napoleon habe sich nur englischer Rasiermesser bedient, die in Birmingham gekauft wurden und ihm das Haar zwei Guineen kosteten. Zu verschiedenen Malen aber, das steht fest, hat der Hofjuwelier Viennais für die Regessaie Rasiermesser mit Perlmuttergehäusen geliefert. Einige Näschchen zu sechs und zu zwölf Reichsthalern enthielten vielleicht englisches Fabrikat. Was die Rasierseife betrifft, so wurde eine „aux fines herbes“ und eine „à l'orange“ benutzt; beide Sorten, unzweifelhaft französischer Herkunft, wurden von Gervais-Chardin geliefert.

Hatte der Kaiser die eine Seite seines Gesichts glücklich fertig, so machten sämtliche Beteiligten eine halbe Wendung. Rustan mit dem Spiegel voltigierte nach rechts oder links, je nachdem es das Licht bedingte, der Mann mit dem Seifenwasser manövierte entsprechend. Ehe der Kaiser mit der Prozedur abschloß, aber fragte er einen jeden, ob er gut rasiert wäre. Zum Scherzen aufgelegt, pflegte er wohl auch die Bedienten in die Ohren zu kneifen, wenn er bemerkte, daß irgendwo noch Haare sitzen geblieben waren und die Diener einen Tadel auszusprechen nicht gewagt hatten. Der Bart war dicht und hart und, wie es scheint, von verschiedener Haarfarbe. Napoleon hat niemals und unter keinen Verhältnissen, mit Ausnahme seiner letzten Lebensstage, es unterlassen, sich zu rasieren.

Nach dem Rasieren wurden die Hände gewaschen, dazu Mandelfeig und verschiedene Seifen, Rosen- und Windrose, benutzt. Das Gesicht wurde mit kleinen überaus feinen Schwämmen gewaschen. Dabei tauchte der Kaiser den Kopf wiederholt in das silberne Waschbecken, welches so groß war, daß man es für eine kleine Wanne hätte halten können; es war 15 Zoll im Durchmesser — es kam mit nach St. Helena.

Waren Gesicht und Hände gewaschen, so kamen die Zähne an die Reihe; sie wurden zunächst mit einem Zahntuch von Bambusholz gesäubert, sodann des längeren mit einer in Opiat getauchten Bürste gebürstet, dies wurde mit einem sehr feinen Zahnpulver noch einmal wiederholt, dann folgte die Ausspülung des Mundes, wobei eine Mischung von Brantwein und Wasser zur Verwendung kam; die Zunge wurde mit einem Schaber von Silber, vergoldetem Silber, oder von Schildpatt bearbeitet. Diesen sehr sorgfältigen Manipulationen schrieb Napoleon die Erhaltung seiner Zähne, die vollzählig, schön und sehr gleichmäßig waren, zu. Er scheint während seiner ganzen Regierungszeit niemals Dubois, seinen Zahnarzt, krankheitshalber konsultiert zu haben. Dubois stand mit 6000 Francs Gehalt auf dem Hausetat und hatte ein goldenes Regessaie in Verwahrung, welches lediglich für den Kaiser benutzt werden sollte.

Alle für die Toilette benutzten Gerätschaften waren Bestandteile von Regessais, welche Viennais geliefert hat. Außer den großen Regessais, welche alles für die Arbeit, die Toilette, die Mahlzeiten nötige enthielten, wie das, welches Napoleon seinem Sohne vermachte und welches der General Bertrand später der Stadt Paris bedingte, hatte er kleinere und leichtere Regessais, die in Mantelfäden untergebracht, im Felde benutzt wurden, wenn die Bagage nicht hatte herankommen können.

Die Sorgfalt, welche Napoleon seinem äußeren Menschen zuwendete, seine bis ins kleinste gehende Sauberkeit, das Verlangen nach vielem Wasser beim Waschen, war damals nicht allgemein Sitte und Frau Mémusat ist der Meinung, daß „der Kaiser von jener Dezens, welche eine gute Erziehung mit sich bringt, keine Idee hatte.“ Allerdings fand er nichts dabei, sich in einfachster Toilette vor seinen Dienern — wenn es nicht anders ging auch vor der ganzen Armee — zu zeigen, wie zum Beispiel auf der Insel Lobau. Darin eine Indezenz zu sehen, fiel ihm nicht ein. Ein General im Felde ist, in welchem Anzuge er sich auch befand, stets für seine Adjutanten sichtbar, und diese Gewohnheiten mögen wohl Veranlassung gewesen sein, daß es in den Augen Napoleons eine Art von Schamhaftigkeit gab, die er für ein Zeichen von Scheinheiligkeit hielt.

Nachdem der Kaiser sich gewaschen hatte, beschnitt er aufs sorgfältigste die Nägel mit einer sehr scharfen, spitzen Schere; er wünschte, daß er schöne Hände hatte, und deshalb weichte er ihnen eine ganz besondere Pflege. Wenn die Schere ihm nicht gut genug schnitt, so zerbrach er sie: Dutzendweise hatte Viennais sie zu

liefern. Die Profession der Handärzte (Manicure) war eben aufgekommen und fast ausschließlich in Händen von Damen der guten Gesellschaft, welche durch die Revolution ruiniert und auf Erwerb angewiesen waren; von ihren Diensten hat Napoleon nie Gebrauch gemacht, wohl aber hatte er in Tobias König einen Pedikuren oder Fußarzt. Dieser L. König war ein deutscher Jude; es war ihm zugestanden worden, einen Degen und ein gesticktes Hosiend, ähnlich dem der Kammerdiener zu tragen; er war sehr klein und sprach das Französische mit deutschem Accent; bei seinen sich alle vierzehn Tage wiederholenden Besuchen neckte ihn der Kaiser gern und ließ sich Geschichten aus dem Kreise von Königs Klienten erzählen; der Pedikure erhielt 2200 Francs.

Ein anderer, der alle acht Tage sich einzufinden hatte, war der Haarkünstler und Coiffeur Duplan, der den Titel „Coiffeur Ihrer Majestäten“ führte; Napoleon behauptete, Duplan wäre der einzige, der das Haarschneiden, Josephine, er wäre der einzige, der das Frisieren verstände. Nach der Ehescheidung ging Duplan in den Dienst Marie Louise's über: er bezog ein Gehalt von 4000 Francs; 6000 Francs als besondere Pension von Marie Louise, später 6000 und 12000 Francs Pension aus der Privatschatulle des Kaisers, endlich 1166 Francs monatlich aus der Theaterkasse. Dies hatte er gefordert, denn zu Josephine's Zeit hatte er eine große Stadt- und namentlich Theaterlandschaft, die er verlor, weil Napoleon wollte, daß er niemand frisiere, außer Marie Louise und ihn. Duplan behauptete, trotz seiner 40000 Francs Einnahme, er habe Verluste und suchte fortwährend um Gratifikationen nach, von denen sich einige, die bewilligt wurden, auf 12000 Francs beliefen. Auch er verstand es, bei seinen Besuchen den Kaiser zu unterhalten, indem er ihm allerhand Stadtklatsch aufstülpte. Duplan wurde ein wohlhabender Mann; ein Sohn von ihm ist unter dem zweiten Kaiserreich als Kammermitglied oft genannt worden.

Der Kaiser hatte nicht, wie viele glauben, schwarzes, sondern kastanienbraunes Haar; aus den in Kapseln und Medaillons als Andenken aufbewahrten Locken darf man auf die Farbe nicht schließen; man könnte sie eigentlich als ein sehr dunkles Blond bezeichnen, wie es auch zu den Augen, die einen bläulichen Schimmer hatten, am besten paßt.

Erst mit dem Ende des Konsulates fing er an, die Haare hinten ganz kurz zu tragen, wahrscheinlich war die sich bereits einstellende Kahlköpfigkeit, wie man sie auch, in dem schönen Porträt Gérard's vom Jahre 1803 schon bemerken kann, die Veranlassung. In Italien trug er lange, bis auf die Schultern herabhängende Haare, nur einige Strähnen waren am Hinterkopf zu einem Zopf zusammengedreht; diese fliegenden Haare waren über und über, aber nur bepudert. Nach der Rückkehr aus Italien gelang es Josephine's Ueberredungskünsten, ihm zunächst den Puder abzugewöhnen, aber die seltsame Frisur wurde noch beibehalten. In Aegypten tritt die erste Aenderung ein, in der Pyramidenschlacht sind die Haare etwas kürzer, besonders vorn, nicht daß die göttigen Büschel verschwunden wären, sie zeigten sich nur in diskreter Form. Diese Aenderungen bezeugen eine ganze Reihe von Büsten, welche gleich nach seiner Rückkehr aus Aegypten angefertigt worden sind.

Als erster Konsul ließ er anfänglich sich den Wadenbart bis zu einem Drittel der Wange stehen; derselbe verschwand aber bald wieder und zugleich wurden auch die Haare wieder um etwas kürzer, bis sie zu Ende des Konsulats so kurz wurden, daß die Soldaten ihm den Beinamen „der Geschorene“ gaben. Von da an wird auch die Stirn immer kahler und zeigt immer mehr ihre schweren Konturen, die Stirnlocke, ein so charakteristisches Merkmal der Kaiserphysiognomie tritt auf.

Sobald die Nägel fertig beschnitten waren, zog Napoleon die Hantelljacke aus, ließ sich Eau de Cologne über den Kopf gießen und frottirte sich mit einer scharfen Bürste Brust und Arme. Der Kammerdiener hatte über Schultern und Rücken die Prozedur fortzusetzen, und dann den ganzen Körper nochmals zu reiben und zu kneten, indem er in großen Fluten Eau de Cologne darüber ausgoß. Diesen Frottierungs- und Knetungsprozeß — heute würde man ihn Massage nennen — hatte Napoleon, wie er sagte, aus dem Orient mitgebracht; ihm schrieb er seinen günstigen Gesundheitszustand zu. „Stärker, stärker“, rief er dem Kammerdiener zu, „tue als wäre ich ein Esel.“

Wie die Bäder, so sollte dieses Bürsten und Frottieren die Haut in gutem Zustande und zu den ihr im Organismus angewiesenen Funktionen fähig erhalten. Die starken Transpirationen, welche er teils durch seine Bäder herbeiführte, teils dadurch, daß er, in stark erwärmtem Bette liegend, Plumeau über Plumeau härmte, oder daß er einen Parforceritt von 60 Kilometern unternahm waren für ihn Arzeneien. Noch auf St. Helena sagte

er: „Sowie ich schwihen kann und die Wunden an meinem Schenkel aufbrechen, bin ich gerettet“ — es war am 23. Januar 1821. Drei Monate später war er tot: die Natur hatte seinem Willen den Gehorsam versagt.

Das Werk „Napoleon I. zu Hause“ von Masson ist von Oscar Marschall von Bieberstein ins Deutsche übertragen und in interessanter Weise bearbeitet worden. Um die Herausgabe machte sich der bekannte Napoleon-Berlag Schmidt und Günther, Leipzig, verdient. Das Buch bringt die intimen Gedanken eines Mannes, der Mit- und Nachwelt in Schrecken und Erstaunen versetzte, der seine Zeit wie mit ehernem Pfluge durchfurchte. Der Name des bleichen Korsen hat seinen unheimlichen Zauberklang bis heute bewahrt und wird ihn behalten, solange das Menschengeschlecht den Erdball bevölkert.

Die Skatethe.

Auflösung zu Nr. 74.

Kartenverteilung:

V a k D 9 8 7 — b 10 K D 9 8
M a c B — b A 7 — c A 10 8 — d 10 K 9
H b d B — c K D 9 7 — d A D 8 7

Stat: a A 10

Spiel:

1. V a 7 b A d A	} = 77	oder 1. V a 7 a B b B	} 36
2. V b 8 b 7 c K		2. M b A d A b 10	
3-8 Stich macht V		3. M b 7 c K b 8	
9 V b K a B b B = 8		4-9 macht V.	
10 M c B d B b 10 = 14		10 V b K c B d B = 8	
V = 77		V = 44	
M = 22		M = 55	
H = 0		H = 0	

oder 1. V b 8 b A d A
M b 7 c K b 9
3-8 für V
9 V b 10 a B b B
10 M c B d B b K
V = 44
M = 55
H = 0

Richtige Lösung schickten ein:

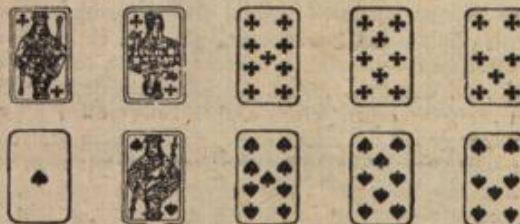
Walter Berg-Wiesbaden — Emil Neuhaus-Wiesbaden — Hans Ehrengart-Wiesbaden — K. Becker-Wiesbaden — M. Dirks-Wiesbaden — Frh. Berghäuser-Wiesbaden — Ph. Neuser-Wiesbaden — Ed. Achmer-Wiesbaden — Chr. Busch-Landstein — Sch. Deuster-Wiebrich.

Stat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

V, der Vorhandspieler ärgert sich, daß er nicht zum Spiele kommt, während M fortwährend haushohe Dinger drehen kann. Als nun M wieder mit unverschämter Großkühnheit zu reizen beginnt und das schöne Nullowert, das V auf nachstehende Karte spielen will, mit 60 überbietet (Grand mit Zweien. Schneider oder Grand mit Dreien) da packt V die Wut und er hält die 60, indem er a-Handspiel ansagt.

aK, D, 9, 8, 7; bA, K, 9, 8, 7.



Das Spiel wird mit Schneider gewonnen. Es geht ohne 6, im Stat lagen 2 Sieben. M hätte sein Großspiel auch gewonnen da er mindestens auf 66 kommt. M hatte 8 Augen weniger in der Hand als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel.“

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöbe in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Lehbold in Wiesbaden.